

Miszellen Tagungen Veranstaltungen

Bergbau und Hausbau – Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung in Goslar, 3. bis 6. Oktober 2019

„Bergbau und Hausbau“ war das Thema der 70. Jahrestagung des Arbeitskreises für Hausforschung (AHF) e. V., die vom 3. bis 6. Oktober 2019 in Goslar stattfand (Abb. 1). Die alte Kaiser- und Reichsstadt am Harz bot den passenden Rahmen für die Zusammenkunft – schließlich war Goslar durch den Kupfer- und Silberbergbau am Rammelsberg und im Oberharz schon im hohen und späten Mittelalter zu Reichtum gekommen. Die vollständig erhaltene Altstadt mit ihrem herausragenden Bestand an Stein- und Fachwerkbauten des Mittelalters und der frühen Neuzeit gehört zusammen mit dem früheren Erzbergwerk Rammelsberg seit 1992 zum UNESCO-Weltkulturerbe; 2010 kamen die wasserbaulichen Anlagen der „Oberharzer Wasserwirtschaft“ hinzu.

Schon am Nachmittag des 2. Oktober erhielten früh angereiste Tagungsteilnehmer während einer Führung einen Eindruck von der früheren Erzaufbereitung am Rammelsberg (1936/37, Architekten Schupp & Kremmer, Essen/Berlin) und erhaltenen Bergmannshäusern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in Goslar. Geführte Stadtrundgänge am 4. Oktober mit Besichtigungen des im Umbau befindlichen Rathauses, mehrerer Bürgerhäuser und eines Bergmannshauses in der Altstadt (Abb. 2, 3) sowie ein anschließender Abendempfang der Stadt Goslar im Hospital „Großes Heiliges Kreuz“ aus dem 13. Jahrhundert boten Gelegenheit, die bedeutende mittelalterliche und frühneuzeitliche Bausubstanz Goslars kennenzulernen. Eine abschließende Tagesexkursion am Sonntag, 6. Oktober führte in den Oberharz zu den Bergstädten Lautenthal und Clausthal-Zellerfeld mit



Abb. 1: Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung im Energie-Campus Goslar, Oktober 2019. (© Foto: Heinrich Stiewe)

Baubeständen des 16. bis 20. Jahrhunderts sowie zum Oberharzer Bergwerksmuseum in Clausthal-Zellerfeld.

Die Tagung fand in den modernen Räumen des „Energie Campus Goslar“ auf dem Gelände der ehemaligen Rammelsberg-Kaserne statt, seit 2007 Energieforschungszentrum der TU Clausthal. Der Vorsitzende des AHF, Dr.-Ing. Dipl.-Holzwirt Thomas Eißing, begrüßte die etwa 90 aus ganz Deutschland sowie Dänemark, Österreich, der Schweiz und Italien (Südtirol) angereisten Teilnehmer/innen. Grußworte für die Kooperationspartner der Tagung hielten Dr.-Ing. Christina Krafczyk, Präsidentin des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege und Gerhard Lenz, Direktor der Stiftung UNESCO-Welterbe im Harz.

Das umfangreiche Vortragsprogramm zum Thema „Bergbau und Hausbau“ eröffnete Anja Schmid-Engbrodt (Pulheim) mit einer Einführung in die Kulturlandschaft der Montanregion Harz und die Oberharzer Bergstädte. Im Mittelpunkt des Interesses stand der überlieferte historische Hausbestand, dessen Erforschung mit den Methoden der historischen Bauforschung und Dendrochronologie sowie der Kultur- und Sozialgeschichte zu den Zielen des Arbeitskreises für Hausforschung gehört. Dabei würdigte Schmid-Engbrodt auch den verdienten Goslarer Hausforscher Hans-Günther Griep (1923-2016), ein langjähriges Mitglied des AHF. 1959 hatte Griep mit seiner Publikation „Das Bürgerhaus in Goslar“ die Buchreihe „Das deutsche Bürgerhaus“ eröffnet, 1974 folgte als Band 19 dieser Reihe „Das Bürgerhaus der Oberharzer Bergstädte“.

Der im vorindustriellen „hölzernen Zeitalter“ (Werner Sombart) nicht nur für den Hausbau unverzichtbare Rohstoff Holz war Thema der beiden folgenden Referate: Friedrich W. Wellmer (zusammen mit Jürgen Gottschalk und Wilfried Ließmann) erläuterte „konkurrierende Nutzungsansprüche an Holz im Harz vom 17. bis 19. Jahrhundert“. Im späten 17. Jahrhundert wurden im Harz als der bedeutendsten Silberbergbau-Region Deutschlands Unmengen von Holz verbraucht: als Grubenholz im Untertagebergbau, für hölzerne technische Anlagen (Förderanlagen und „Fahrkünste“, hölzerne Wasserräder und Gestänge), als Brennstoff für die Erzverhüttung in Form von Holzkohle (Köhlerrei) und als Baumaterial für obertägige Anlagen des Bergbaus sowie für Profan- und Sakralbauten in Städten und Dörfern. Nicht zuletzt wurde Holz als Brennstoff in den strengen Wintern im Oberharz auf dem Höhepunkt der „Kleinen Eiszeit“ dringend benötigt. Der Bergbau hatte dabei oberste Priorität, alle anderen Holznutzungen hatten sich ihm unterzuordnen.

Thomas Eißing (Universität Bamberg) behandelte in seinem Vortrag „Holznutzung und Holzressourcen im Harz“ das Thema aus der Sicht von Dendrochronologie, Wirtschaftsgeschichte und Bauforschung. Die verschiedenen Nutzungsansprüche an die Waldbestände im Oberharz, zu denen noch eine umfangreiche Holzflößerei ins norddeutsche Flachland hinzukam, mussten frühzeitig obrigkeitlich reglementiert und forstwirtschaftlich organisiert werden, um die Versorgung von Berg- und Hüttenwerken mit den benötigten riesigen Mengen an Grubenholz und Holzkohle langfristig zu sichern. Schon



Abb. 2: Stadtrundgang in Goslar: Tagungsteilnehmer/innen vor der spätromanischen Kemenate, Schreiberstraße 3. (© Foto: Heinrich Stiewe)

1650 und 1675 erscheint der Begriff des „Nachhaltens“ in Harzer Forstordnungen – und damit deutlich früher als in der 1713 erschienenen „Sylvicultura oeconomica“ des Freiburger Oberberghauptmanns von Carlowitz, die bisher als erste Erwähnung des Terminus „Nachhaltigkeit“ galt. Mit Blick auf den Westharz zeigte Eißing auf, wie sich Holznutzung und Holzartenzusammensetzung unter anthropogenem Einfluss veränderten. Weiter fragte er nach den Folgen der Waldbewirtschaftung für den Hausbau und nach den dabei verwendeten Holzqualitäten und -dimensionen. Diese konnte Eißing an einigen dendrochronologisch untersuchten Kirchendachwerken und Wohnhäusern, u. a. in Lautenthal, die bei der Exkursion am 6. Oktober besichtigt wurden, exemplarisch verdeutlichen (Abb. 4). Hier eröffnen sich weiterführende Perspektiven für ein geplantes Forschungsprojekt zur historischen Holznutzung in Goslar und im Oberharz, das von der Universität Bamberg in Kooperation mit dem Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege und der Universität Göttingen geplant ist.

Historische Bergbaustädte und -siedlungen der frühen Neuzeit in überregionaler bis globaler Perspektive waren das Thema der folgenden Sektion: Marco Silvestri (Universität Paderborn) verglich die städtebaulichen Strukturen und Produktionsanlagen in Silberbergbaustädten des 16. Jahrhunderts am Beispiel von Annaberg-Buchholz im Erzgebirge (Sachsen) und Potosí auf einer Hochfläche der Anden im heutigen Bolivien. Hier kam es unter spanischer Kolonialherrschaft zu einer beispiellosen Expansion von Silberbergbau und -verhüttung



Abb. 3: Goslar, Forststr. 23. Typische „Bude“ des 16. Jahrhunderts, die zwischen etwa 1600 und 1900 von Bergleuten, Schiefergrubenarbeitern und Handwerkern bewohnt wurde. (© Foto: Heinrich Stiewe)

unter extremen Bedingungen in 4.000 m Höhe. Infolge des massiven landesherrlichen bzw. königlichen Engagements entstanden an beiden Orten innerhalb kurzer Zeit Bergbaustädte als neue Stadttypen, die der Referent als „Amalgam“ aus traditionellem Städtebau und Idealstadt-Utopien der Renaissance beschrieb – mit Auswirkungen auf die Sozialtopographie unter den spezifischen Bedingungen des Montanwesens.

Thomas Wenderoth (Universität Bamberg) untersuchte erhaltene Arbeitersiedlungen der frühen Neuzeit um Nürnberg (Laufenholz-Hammer, Lauf a. d. Pegnitz u. a.) als Bestandteile von Hammerwerken und Drahtmühlen im Besitz von Nürnberger Kaufleuten, die als Investoren im Erzbergbau etwa in Tirol engagiert waren. Neben Doppel- und Reihenhäusern in mittelalterlicher Tradition entstanden hier schon früh zweigeschossige Arbeiterhäuser mit weiteren Wohnungen im ausgebauten Dachgeschoss.

Am Beispiel der Südtiroler Erzbergbaustandorte St. Martin am Schneeberg in Passeier (Silber, Bleiglanz, Zinkblende) und Prettau im Ahrntal (Kupfererz) erläuterten Christian Terzer und Armin Torggler (Landesmuseum Bergbau Südtirol) die extremen Wohn- und Arbeitsbedingungen frühneuzeitlicher Bergleute im Hochgebirge in über 2.000 m Höhe. Anhand historischer Ansichten (1556 bzw. 1585), montanarchäologischer Befunde und erhaltener Anlagen stellten die Referenten die wesentlichen Gebäudetypen vor, darunter sogenannte „Kauen“ in Blockbauweise als Wohnstätten der Bergknappen nahe den Stollenmundlöchern sowie Versorgungs- und Produktionsbauten wie „Fleischbänke“ oder „Bergschmieden“. Weiter erläuterten sie die bauliche Entwicklung bis zur Aufgabe dieser hochalpinen Bergbaustandorte im 20. Jahrhundert.

Der Goldbergbau im Gasteiner Tal im Salzburger Land, über den Ulrich Klein (Marburg) berichtete, bildete die Grundlage des Reichtums



Abb. 4: Lautenthal (Stadt Langelsheim). An der Laute 28. Das Fachwerkhaus wurde im Vorfeld der Tagung dendrochronologisch untersucht und 1691/92 (d) datiert. Die Fassade wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit „Scheinfachwerk“ aus aufgenagelten Brettern verkleidet. (© Foto: Thomas Eißing)

der Salzburger Erzbischöfe. Der mittelalterliche und frühneuzeitliche Bergbau hinterließ seine Spuren an den Standorten Bad Gastein (Abbau, „Wildbad“), Dorf Gastein (Versorgung) und Hofgastein (Verwaltung). Von den „Berghäusern“ mit Pochwerken an den Mundlöchern der Stollen sind nur noch wenige bauliche und archäologische Überreste fassbar, einige Gebäude wurden noch im 20. Jahrhundert durch Lawinen zerstört. In Hofgastein blieben einige stattliche Steinhäuser von „Gewerken“ als frühneuzeitlichen Bergbauunternehmern erhalten; die Gebäude mit landschaftstypischen Grabendächern haben eine komplexe Baugeschichte. Dagegen waren die Bergleute ebenso wie die Säumer (Transportleute) vermutlich als Mieter in Bauernhäusern untergebracht. Ab 1742 entstand am oberen Talende die planmäßig angelegte Berg-

bausiedlung Bockstein mit damals modernen technischen Anlagen, von denen das „Radhaus“ mit einem riesigen Antriebsrad von 1815 als Ruine erhalten blieb. Aus dem „Wildbad“ der Bergleute mit heißem, radonhaltigem Quellwasser entwickelte sich im 19. Jahrhundert der heutige Kurbetrieb von Bad Gastein.

Drei weitere Vorträge behandelten das späte 19. und 20. Jahrhundert: Lisa-Marie Gerstenbauer (Tulln, Österreich) stellte das „Knappendorf“ in Hüttenberg (Kärnten) vor, eine Bergarbeitersiedlung in starker Hanglage mit Reihenhäusern im „Heimatsstil“, die 1921 bis 1923 nach einem Entwurf der bekannten Architekten Siegfried Theiß und Hans Jaksch errichtet wurde. Oliver Fries (Tulln) präsentierte mit dem ehemaligen „Spitalshaus“ in Hüttenberg ein früheres Betriebsgebäude von 1846 an einem Stollen-

eingang des Löllinger Erzbergs, das dem Erztransport zu den 350 m tiefer im Tal gelegenen Hochöfen der Hütte diente und nach Verlegung der Erzbahn 1861 zum Werksspital umgenutzt wurde. Mit dem Schlackenstein stellte Tim Schönwetter (Wiesbaden) ein typisches Abfallprodukt der Eisenverhüttung im hessischen Lahn-Dill-Kreis vor, das seit 1879 in Wetzlar produziert wurde. Ab 1890 von den Buderus-Eisenwerken als „nützliches Nebenerzeugnis“ aus Hochofenschlacke in großen Mengen hergestellt, prägen die grauen Schlackensteine bis heute die Baukultur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts in der Region.

Am Freitag, 4. Oktober wurden die Vorträge fortgesetzt mit einem Beitrag von Yves Hoffmann und Uwe Richter (Landesamt für Archäologie Sachsen/Stadt Freiberg) zum frühneuzeitlichen Baubestand der sächsischen Bergstadt Freiberg im Erzgebirge. Hier sind an Häusern von Bergbeamten und Handwerkern vielfach bergbauliche Darstellungen (Wandmalereien, Bauplastik, Hauszeichen) zu finden, die eine Identifikation der Erbauer mit dem Silberbergbau erkennen lassen. Dagegen sind „typische“ Bergmannshäuser des 16./17. Jahrhunderts, die eher in den Wohngebieten unterer Bevölkerungsschichten und in den Vorstädten zu suchen sind, im erhaltenen Baubestand kaum mehr nachweisbar. Carsten Vorwig (LVR-Freilichtmuseum Kommern) stellte die Häuser von Reidemeistern oder Gewerken als finanzkräftigen Bergbau- und Hüttenunternehmern in der Eifel vor, die vielfach in Form spätbarocker Palais als „Zeugnisse steingewordenen Repräsentationswillens“ gestaltet waren – in deutlichem Kontrast zu den bescheidenen Fachwerkhäusern der Bergleute und Hüttenarbeiter.

Ein Block von Vorträgen widmete sich dem Tagungsort Goslar: Thomas Moritz (Goslar) gab anhand von Flurnamen, Wasserläufen und Spuren des frühen Bergbaus einen detailreichen Überblick zur früh- bis hochmittelalterlichen Siedlungsgenese Goslars. Elmar Arnhold (Braunschweig) stellte die ungewöhnlich zahlreich erhaltenen steinernen Wohnhäuser des Mittelalters in der Stadt vor, darunter romanische Saalgeschossbauten und Kemenaten des späten 12. bis 13. Jahrhunderts sowie repräsentative steinerne Dielenhäuser des 15. und frühen 16. Jahrhunderts, die mit den hoch- und spätmittelalterlichen Blütezeiten des Silberbergbaus in Zusammenhang stehen. Christine Bauer (Stadt Goslar) berichtete über neue Erkenntnisse zur Baugeschichte des mittelalterlichen Goslarer Rathauses, insbesondere zur Entdeckung einer gewölbten Bohlenstube der Zeit um 1300, die bei den aktuellen Umbauarbeiten zutage kam. Dieser sensationelle Befund konnte während des anschließenden



Abb. 5: Clausthal-Zellerfeld, Bergmannshäuser im „Zipfel“ aus der Zeit vor dem Clausthaler Stadtbrand von 1725. (© Foto: Anja Schmid-Engbrodt)

Stadtrundgangs von den Teilnehmer/innen besichtigt werden.

In einem öffentlichen Abendvortrag unter dem Titel „...Tochter des Berges“ gab Christoph Bartels (ehemals Deutsches Bergbau-Museum, Bochum) einen fundierten bergbauhistorischen Überblick zur Stadt Goslar und zum Montanwesen im Nordwestharz während des hohen und späten Mittelalters. Bartels stellte den Erwerb der Reichsvogtei durch den Goslarer Rat im Jahre 1290 als entscheidenden Schritt zur Gewinnung der wirtschaftlichen Kontrolle über den Erzbergbau im Oberharz heraus.

Nach der Mitgliederversammlung des AHF am Samstag, 5. Oktober, bot die Sektion „Aktuelle Forschungen“ abseits vom Tagungsthema insgesamt sechs aufschlussreiche Kurzvorträge zu vielfältigen Themen und Befunden der Bau- und Hausforschung – von romanischen Kaminen im Regensburger „Römerturm“ (Jonas Lengenfeld, Pentling) bis zum Siedlungs-

bau der Nachkriegszeit in Franken (Markus Rodenberg, Fränkisches Freilandmuseum, Bad Windsheim). Am Nachmittag eröffnete Ulrich Reiff (Oberharzer Bergwerksmuseum, Clausthal-Zellerfeld) die Sektion zum Oberharz und stellte mit „Gaipel, Pulverhaus und Bienkorb“ charakteristische hölzerne Produktionsgebäude des älteren Harzer Bergbaus vor, die vielfach nur noch durch Bildquellen überliefert sind. Einige erhaltene (translozierte) Beispiele sowie aufschlussreiche Modelle konnten während der Exkursion am Sonntag im Oberharzer Bergwerksmuseum besichtigt werden. Christian Mühl präsentierte mit der 1733 gegründeten Königshütte bei Bad Lauterberg ein bedeutendes Industriedenkmal der Stahl- und Gusseisenproduktion im Südhartz, dessen Erhaltung und Restaurierung noch längst nicht abgeschlossen ist.

Um Städtebau und Architektur der Oberharzer Bergstädte ging es in der folgenden Sektion:

Thomas Kellmann (Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Hannover) behandelte den planmäßigen Wiederaufbau von Zellerfeld nach den Stadtbränden von 1672 und 1737 und stellte die damaligen Planungen und erhaltene Gebäude vor. Bernd Adam (Garbsen) zeigte die Planungs- und Baugeschichte der repräsentativen Neubauten von Amtshaus (späterem Oberbergamt), Zehnthaus und Münze in Clausthal, die nach dem Stadtbrand von 1725 notwendig wurden, und charakterisierte sie treffend als „Hannoversche Staatsarchitektur im Harz“. So wurde das Amtshaus, in das massive Bauteile des abgebrannten Vorgängerbauwerks integriert wurden, in Form einer großzügigen Schlossanlage errichtet, um für König Georg I. von Hannover und seine hochgestellten Besucher angemessene Quartiere bieten zu können. Technische Probleme bei den in Fachwerk ausgeführten Bauten unter den extremen Witterungsbedingungen des Oberharzes und



Abb. 6: Clausthal-Zellerfeld, Bergstraße 31. Das „Dietzelhaus“ wurde 1673 als Wohnhaus des Oberbergmeisters und Markscheiders Daniel Flach erbaut. (© Foto: Heinrich Stiewe)

historische Lösungsansätze durch Schiefer- und Holzverkleidungen waren ein weiteres Thema des Vortrags.

In einem stärker biographischen Beitrag stellte Stephan Kapke (Schwäbisches Bauernhofmuseum Illerbeuren) den Zimmergesellen und späteren „Kunstmeister“ Christian Schwarzkopf (1685-1760) als wichtigen Vertreter des Harzer Montanbauwesens im 18. Jahrhundert vor, der an der Ausführung der genannten Clausthaler Bauten maßgeblich beteiligt war. Auf der Grundlage von eigenen Beobachtungen und der Forschungen von Hans-Günther Griep (†) betrachtete Bernd Gisevius (Clausthal-Zellerfeld) mögliche Bautypen von Oberharzer Bergmannshäusern vor allem in Clausthal-Zellerfeld

(Abb. 5). Johannes Laufer (Universität Osnabrück) gab schließlich aus sozialhistorischer Perspektive einen aufschlussreichen Überblick zu Hausbesitz, Berufs- und Sozialstrukturen in den Oberharzer Bergstädten im frühen 19. Jahrhundert, den er mit sozialtopographischen Karten anschaulich untermauerte.

Der abschließende Vortrag von Thomas Spohn (Dortmund) untersuchte den Werkswohnungsbau des 19. und 20. Jahrhunderts im westfälischen Ruhrgebiet und fragte nach einem möglichen Kulturtransfer vom Harz in den Westen. Überlieferte Erzählungen, dass typische Bau- und Gestaltungselemente aus dem Harz beim Bau von Werkssiedlungen im Ruhrgebiet übernommen worden seien, um damit gezielt Harzer

Bergleute anzuwerben, entpuppten sich bei genauerer Überprüfung der erhaltenen Bausubstanz der Siedlungen als unbegründete Legenden.

Am Sonntag, 6. Oktober führte eine vorzüglich vorbereitete Busexkursion in den Oberharz mit den früheren Bergstädten Clausthal, Zellerfeld und Lautenthal. Besichtigt wurden die planmäßigen Stadtanlagen der nach Bränden des 17. und frühen 18. Jahrhunderts wiederaufgebauten Städte Clausthal und Zellerfeld mit ihren Kirchen (Marktkirche in Clausthal, 1637-1642 und spätere Umbauten, Kirche St. Salvatori in Zellerfeld, 1674-1683, dem ehem. Oberbergamt in Clausthal von 1725 und zwei historischen Wohnhäusern („Dietzelhaus“ in Zellerfeld als

vorzüglich erhaltenes Wohnhaus eines hohen Bergbeamten von 1673 (Abb. 6), Bürgerhaus Am Klepperberg 4 von 1845/46 in Clausthal). Einblicke in die technische Entwicklung des Oberharzer Bergbaus gewannen die Teilnehmer bei Führungen durch das Oberharzer Bergwerksmuseum und die historische Radstube des Rosenhöfer Bergbaureviere bei Clausthal. Als herausragende Bauleistungen des 20. Jahrhunderts wurden die expressionistischen Bauten der früheren Preußischen Bergakademie in Clausthal von 1927-1930 besichtigt (Aula Academica, Schwimmhalle, Professorenwohnhäuser).

Beim anschließenden Besuch der kleinen Bergstadt Lautenthal (1. Bergfreiheit 1524, Stadtanlage mit Häusern des 16. und 17. Jahrhunderts) standen die Paul-Gerhardt-Kirche und das Fachwerkhaus An der Laute 28 im Mittelpunkt, die im Vorfeld der Tagung dendrochronologisch datiert werden konnten (Th. Eißing, Universität Bamberg). Die Kirche ist ein protestantischer Saalbau von 1649/50 (d = dendrodatiert) mit umlaufenden zweigeschossigen Emporen und einem ungewöhnlich modern konstruierten Dachwerk (liegender Stuhl, Hängewerk mit v-förmig angeordneten Zughölzern) mit einer Spannweite von 15,6 m. Der Kernbau des Fachwerkhauses An der Laute 28 konnte 1691/92 (d) datiert werden; das Gebäude entspricht dem Typ des „Harzer Hauses“ mit Querflur (nach H.-G. Griep). Allerdings entstand der Keller erst 1843/44 (d) und der rückwärtige Anbau mit Schleppdach (die „Schleppe“) wurde 1849/50 (d) hinzugefügt – womit die typologische Zuordnung dieser Gebäudeteile zum „Harzer Haus“ zu überprüfen wäre.

Insgesamt bot die Goslarer Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung einen ertragreichen Überblick zu Kenntnisständen und aktuellen Ergebnissen der Bau- und Hausforschung zum Themenbereich „Bergbau und Hausbau“; eine Publikation der Vorträge in einem Tagungsband in der Reihe „Jahrbuch für Hausforschung“ (Michael Imhof Verlag, Petersberg) ist geplant. Vielfältige Beiträge beleuchteten die Montanregion Harz, den mittelalterlichen Hausbau in Goslar und die frühneuzeitliche Bautätigkeit in den Oberharzer Bergstädten. Darüber hinaus wurden andere wichtige Bergbau- und Industrieregionen wie das Erzgebirge (Freiberg, Annaberg), der Alpenraum (Gastein, Südtirol und Kärnten) oder das Ruhrgebiet vergleichend in den Blick genommen, in globaler Perspektive kam die Bergstadt Potosí in den bolivianischen Anden hinzu.

Als Fazit bleibt festzuhalten, dass ein „typisches Bergmannshaus“ der frühen Neuzeit kaum auszumachen ist – die historische Wirklichkeit ist komplexer. Die Tagung zeigte einmal mehr die Bedeutung des historischen Hausbaus als einer wichtigen Quelle zur Sozialgeschichte des

Bergbaus auf. Auf diesem Gebiet besteht besonders in den Oberharzer Bergstädten mit ihren wertvollen, aber von demographischem Wandel und Leerstand bedrohten Hausbeständen ein erheblicher Forschungsbedarf.

Dr. Heinrich Stiewe, Blomberg

Berufung der Kommission Montanarchäologie beim Verband der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland

Der Mensch gewann und verarbeitete seit der Steinzeit unterschiedliche Rohstoffe. Davon zeugen zahlreiche Spuren im Gelände wie auch Untertage. Diese Vielzahl an Bodendenkmälern des Berg- und Hüttenwesens, wozu ebenso Relikte der Wasserwirtschaft aber auch Bergbausiedlungen oder Köhlerplätze gehören, wird in den meisten Ländern der Bundesrepublik angetroffen.

In der breiten Öffentlichkeit sind junge Bergbauregionen wie das Ruhrgebiet oder der Harz und die Bedeutung ihrer ressourcengewinnenden Wirtschaftszweige für Wirtschaft, Landschaft und sogar kulturelle Identität bekannt. In der öffentlichen Wahrnehmung ist dagegen die Tatsache, dass bereits prähistorische Produktionslandschaften enorme Ausdehnung haben konnten und folglich auch wesentlich und nachhaltig bis heute Landschaften prägen können, weniger geläufig. Eine solche Landschaft ist beispielsweise der Nordschwarzwald, wo eisenzeitliche Berg- und Hüttenleute umfangreich Eisen verhütteten und eine Produktionsregion mit Pingen und zahlreichen Schlackenhalde schufen. Im Hochmittelalter wurden ferner nahezu alle Mittelgebirgsregionen der heutigen Bundesrepublik sprichwörtlich tiefgründig durch Bergbau, Hüttenwesen, Holzkohlegewinnung und durch Anlagen der Wasserwirtschaft dermaßen intensiv umgestaltet, wie in keiner Menschheits-epoche zuvor oder danach.

Montanarchäologische Bodendenkmäler sind folglich von großer Bedeutung und durch ihr häufig flächiges Auftreten landschaftsprägend. Durch zunehmende Bautätigkeiten, erhöhten Flächenverbrauch, intensivierten Land- und Forstwirtschaft sowie Klimaveränderungen sind sie zugleich in hohem Maß gefährdet bis bedroht. Beispielsweise führt die industrielle Forstwirtschaft mit Vollerntern und den für sie notwendigen Rückegassen- und Abfuhrwegbau zu flächigen Zerstörungen von Altbergbaustrukturen. Veränderte Grundwasserstände infolge ungewöhnlich langer Trockenperioden

oder aufgrund extremer Niederschlagsereignisse spülen Altbergbau frei oder zu. Gerade die zunehmende Erschließung der Höhenlagen in den deutschen Mittelgebirgen für Gewerparks oder Windenergieflächen überprägen ganze archäologische Produktionslandschaften. Letztes Beispiel für die Zerstörung von Altbergbaustrukturen ist rezenter Bergbau bzw. Mutungen nach seltenen Erden, wobei Altbergbau wieder freigegeben wird und dadurch Zerstörungen an der Bodendenkmalsubstanz entstehen.

Der Schutz von Bodendenkmälern ist die gesetzlich definierte Aufgabe hoheitlicher Behörden der Bodendenkmalpflege bzw. archäologischer Fachämter als Träger öffentlicher Belange. Denkmalschutz ist Aufgabe der Länder, weswegen jedes Bundesland eine unterschiedliche Rechtsgrundlage hat. In allen Denkmalschutzgesetzen der Bundesländer ist aber neben dem Schutz von Bodendenkmälern zugleich auch vorgesehen, dass bei höherwertigem öffentlichen Interesse ihre Zerstörung zulässig ist, wenn sie zuvor archäologisch qualifiziert dokumentiert – sprich: ausgegraben werden. Diese zahlreich stattfindenden archäologischen Ausgrabungen, häufig auch als Notgrabungen bezeichnet, werden durch die Denkmalpflegebehörden/-ämter realisiert oder durch Fachfirmen unter Fachaufsicht der Landesarchäologien durchgeführt. Montanarchäologische Maßnahmen sind aber klar die Ausnahme im Aufgabenfeld der Landesarchäologien. Montanarchäologische Forschungen allerdings auch. Dies ist verwunderlich, da die archäologische Erforschung der Gewinnung sowie Verarbeitung von Pigmenten, Erzen und Gesteinen allgemein für das Verständnis der Menschheitsgeschichte grundlegend ist.

Bereits Ende des 19. Jahrhunderts fanden deutschlandweit Untersuchungen mit montanarchäologischem Fokus statt, lange bevor der Begriff „Montanarchäologie“ definiert war oder Landesarchäologien existierten bzw. wirkten. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts fanden größere Forschungen beispielsweise zur Erforschung der eisenzeitlichen Montanregion Siegerland (Nordrhein-Westfalen) statt und auch die baubedingten Ausgrabungen an der eisenzeitlichen Saline Bad Nauheim (Hessen) unter Walter Jorns und Lothar Süß wurden überregional bekannt. Tatsächlich rückte aber erst ab den späten 1970er Jahren die Montanarchäologie Deutschlands verstärkt in den Fokus, wurde aber meist von den zuständigen Landesarchäologien unterstützt und nicht selbst durchgeführt. Das prominenteste Beispiel hierfür ist die hochmittelalterliche Bergbauwüstung Altenberg bei Müsen im Siegerland (Nordrhein-Westfalen), wo die archäologische Denkmalpflege umfangreiche montan-



Einige der Kommissionsmitglieder während ihrer letzten Arbeitssitzung 2018: (v. l. n. r.) Dr. Sabine Schade-Lindig (Hessen), Dr. Guntram Gassmann (Baden-Württemberg), Dr. Götz Alper (Sachsen-Anhalt), Dr. Jochen Haberstroh (Bayern), Dipl.-Arch. Matthias Schubert und Dr. Christiane Hemker (Sachsen), Dr. Manuel Zeiler (Westfalen) sowie Dr. Katharina Malek (Niedersachsen). © Foto: Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege Arbeitsstelle Montanarchäologie

archäologische Ausgrabungen des Deutschen Bergbau-Museums Bochum unter Gerd Weisgerber finanzierte, die aufsehenerregende Ergebnisse erbrachten und wesentlich zur Definition der Montanarchäologie als Wissenschaft beitrug. Fast zeitgleich, Anfang der 1980er Jahre, stieg mit den Ausgrabungen in Düna (Harz) die Niedersächsische Landesarchäologie selbst als montanarchäologischer Akteur ein. Lothar Klappauf erreichte das langfristige montanarchäologische Engagement des Landes, was 1992 schließlich zur Gründung der Arbeitsstelle Montanarchäologie (auch als Harzarchäologie bekannt) mit Sitz am Rammelsberg führte. Dies sollte lange der einzige institutionalisierte montanarchäologische Schwerpunkt einer Landesarchäologie bleiben, während darüber hinaus Einzelakteure der Landesarchäologien, wie beispielsweise Wolfgang Schwabenicky

in Sachsen, die Forschung vorantrieben. Diese Arbeiten fanden überwiegend mit Kooperationspartnern außerhalb der Landesarchäologien statt, und gerade Forschungsprojekte von Universitäten und Forschungseinrichtungen steigerten den montanarchäologischen Forschungsstand zumeist erheblich mehr, als es die Landesarchäologien vermochten. Greifbar wird dies in der ersten populären Publikation zur Montanarchäologie in Deutschland 1993: Das Sonderheft „Alter Bergbau in Deutschland“ der Zeitschrift „Archäologie in Deutschland“ (Theiss-Verlag) präsentierte, neben Forschungsergebnissen der Harzarchäologie sowie Schwabenickys, die meist drittmittelgeförderten Forschungsleistungen des Deutschen Bergbau-Museums Bochum (Weisgerber), der Universität Freiburg (Gert Goldenberg, Heiko Steuer und Ulrich Zimmermann),

der Universität Münster (Albrecht Jockenhövel), der Universität Kiel (Hauke Jöns) sowie des frei forschenden Hans-Gert Bachmanns. Dieter Planck (Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg) beschrieb in der Publikation Bergbauspuren als „[...] neue Kategorie von archäologischen Bodendenkmälern“, die trotz ihrer hohen Zahl keine oder nicht genügend Beachtung geschenkt bekommen hätten. Planck definierte die Erfassung und den Schutz des Altbergbaus als wichtige zukünftige Aufgabe der Landesarchäologien und stellte die Notwendigkeit weiterer montanarchäologischer Forschungen klar heraus. Dieser Apell verhallte tatsächlich nicht ungehört, und beispielsweise das Engagement Hartmut Laumanns und besonders Michael Gechters in den nordrhein-westfälischen Landesarchäologien (LWL-Archäologie für West-

falen und LVR-Amt für Bodendenkmalpflege) oder montanarchäologische Großgrabungen im Vorfeld von Baumaßnahmen, wie die der Hessenarchäologie zusammen mit der Kommission für Archäologische Landesforschung e. V. (KAL) in der Saline Bad Nauheim, oder die umfangreichen Ausgrabungen des bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege bzw. der Kreisarchäologie Kehlheim im Bergwerk Abensberg-Arnhofen erbrachten eine Vielzahl neuer Erkenntnisse. Die Arbeitsstelle Montanarchäologie im Harz sowie das Deutsche Bergbau-Museum Bochum (Thomas Stöllner, Gabriele Körlin) blieben bis heute Aktivposten der Forschung, während das montanarchäologische Engagement in Deutschland der TU Freiberg, sowie der Universitäten Freiburg, Münster und Kiel dynamisch war und derzeit nachgelassen hat. Dafür traten eine Vielzahl neuer Akteure oder Forschungsinstitute mit eigenen montanarchäologischen Arbeiten hinzu. Beispielhaft sind an dieser Stelle die Forschungen des Römisch-Germanischen Zentralmuseums im „Vulkanpark“ (Rheinland-Pfalz) zum Tuffsteinbergbau seit 1996 genannt. Klappauf, Stöllner und der Historiker Christoph Bartels (Deutsches Bergbau-Museum Bochum) stellten in verschiedenen Artikeln 2012 in Band 1 der „Geschichte des Deutschen Bergbaus“ (Aschendorff Verlag Münster) den bis dahin deutlich erweiterten Forschungsstand zur Montanarchäologie in Deutschland bis in das Spätmittelalter dar. Im Gegensatz zur Veröffentlichung 1993 fanden hier aber Denkmalschutzaspekte kaum Erwähnung.

2013 spülte das Elbehochwasser zahlreiche bis dahin unbekannte Bergbaustrukturen frei, und es gelang der Landesarchäologie Sachsen, mit „ArchaeoMontan“ seitdem das bedeutendste und umfangreichste montanarchäologische Forschungsprojekt zum hohen Mittelalter zu realisieren. 2015 begründete die Archäologische Denkmalpflege Baden-Württemberg den

Teilbereich Montanarchäologie, während die Arbeitsstelle Montanarchäologie im Harz nach der Pensionierung Klappaufs bestehen blieb. Gleichzeitig rückten immer stärker montanarchäologische Fundstellen allgemein in den Fokus der Landesarchäologien: Auslöser sind der bereits oben skizzierte enorme und sich stetig steigende Flächenverbrauch, montanarchäologische Forschungsvorhaben und veränderte Denkmalschutzgesetze der Länder, die zur Folge haben, dass Altbergbaustrukturen verstärkt zur Aufgabe der Landesarchäologie definiert wurden.

Dieser – aus Sicht der Forschungsrichtung Montanarchäologie – grundsätzlich positive Trend, steht aber im Arbeitsalltag der verschiedenen zuständigen Mitarbeiter der Landesarchäologien, einer Fülle an Problemstellungen gegenüber: In kaum einem Bundesland sind Altbergbaustrukturen oder andere montanarchäologische Bodendenkmäler flächendeckend erfasst oder gar inventarisiert. Ihre Erfassung, Untersuchung und ihr nachhaltige Schutz sind jedoch aufwändig und erfordern nicht nur spezialisierte Kenntnisse, sondern auch ein breites Methodenspektrum. Zudem erschweren die länderspezifischen Denkmalschutzgesetze und Denkmaldefinitionen einen einheitlichen denkmalpflegerischen Umgang mit ihnen. Es ist ein Wettlauf mit der Zeit: Die bereits jetzt stattfindende Gefährdung oder Zerstörung von Bodendenkmälern wird sich insbesondere bei Altbergbaustrukturen zukünftig erhöhen. Auch stellen die Sicherung von Altbergbau zur Gefahrenabwehr die staatliche Denkmalpflege vor neue Herausforderungen. Problematisch für die Landesarchäologen ist zudem, dass die Rechtslage häufig die Arbeit erschwert: Während die Denkmalschutzgesetze Landesrecht sind, ist das Berggesetz Bundesrecht. Auch die heterogenen bergrechtlichen Zuständigkeiten in Deutschland beeinträchtigen häufig einen wirksamen

archäologischen Denkmalschutz. Während nämlich in einigen Ländern mit den Bergbehörden klare Zuständigkeiten und Ansprechpartner geregelt sind, die die archäologischen Fachbehörden bzw. Fachämter in Plan- oder Sicherungsmaßnahmen beteiligen, sind in anderen Ländern die Archäologen auf die wechselhafte Kooperation mit Kommunen oder Ordnungsdiensten angewiesen.

Um diesen vielfältigen Problemstellungen der Landesarchäologien adäquat begegnen zu können, wurde auf der diesjährigen Tagung des Verbandes der Landesarchäologen der Bundesrepublik Deutschland in Weimar offiziell die Kommission Montanarchäologie eingesetzt. Sie setzt sich zusammen aus Vertretern von Baden-Württemberg (Guntram Gassmann), Bayern (Jochen Haberstroh), Hessen (Sabine Schade-Lindig), Niedersachsen (Katharina Malek), Rheinland (Jens Berthold), Rheinland-Pfalz (Peter Henrich), Saarland (Georg Breitner), Sachsen (Christiane Hemker), Sachsen-Anhalt (Götz Alper), Thüringen (Ines Spazier) und Westfalen (Manuel Zeiler), die mit der Montanarchäologie betraut sind bzw. über entsprechende Sachkenntnis verfügen. Die Kolleginnen und Kollegen treffen sich bereits seit 2016 zum gemeinsamen Austausch in regelmäßigen Abständen. Die Kommission hat sich zur Aufgabe gemacht, wirksame Instrumentarien zur Inventarisierung, Schutz und Erhalt des montanarchäologischen Erbes zu entwickeln. Sie wird sich zudem mit der Erarbeitung einer Handlungsempfehlung für die Dokumentation im Bergbau – vor allem unter Tage – beschäftigen und den Verband der Landesarchäologen beraten. Sie unterstützt montanarchäologische Forschungsvorhaben genauso wie die Präsentation der Montanarchäologie in den jeweiligen Bundesländern nach außen.

Dr. Katharina Malek, Goslar/

Dr. Manuel Zeiler, Olpe